

„einer schönen Seele“ uns „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in seinen Schattierungen“ zur Anschauung brächten, und daß er nicht fähig gewesen sein würde, den traurigen Zwiespalt, den wir im „Faust“ erblicken, „mit so rührender Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das Evangelium die Fackel der Selbsterkenntnis vorgehalten hätte.“ Dostertze entschuldigt dann Goethe damit, daß er in seiner Zeit kein wahrer Christ habe werden können. Sollte das Christenthum denn wirklich ein so gebrechliches Ding sein, daß es von bloß zeitlichen Umständen abhängt, ob es Bekenner hat oder nicht? Besser oder ebenso gut dachte Goethe, dessen Verdienste um eine richtigere Auffassung des Christenthums ja die theologische Facultät der Universität Jena durch Verleihung ihres Doctorbiplooms anerkannte, selbst vom Christenthume, wenn er sagt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugestehet, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.“ Ein bekanntes Goethe'sches Epigramm spricht sich dahin aus, daß, wer Kunst und Wissenschaft besitze, auch Religion habe; wer aber diese beiden nicht besitze, Religion haben möge. Hiermit ist wenigstens anerkannt, daß die Massen doch auch etwas Ideales und Höheres haben müßten, um nicht in Materialismus zu versinken, und daß dies für sie vorzugsweise doch nur die Religion sein könne. Von größerem Werthe bleibt doch immer noch eine Unchristlichkeit, die schließlich wie bei Goethe zu dem Kerne alles Christenthums, zur Duldung und Liebe zurückführt, als ein Christenthum, welches Unduldsamkeit und fanatischen Haß im Gefolge hat, und wol mögen diejenigen, welche Goethe auch in anderer Beziehung der Frivolität oder unstilllicher Tendenzen zeihen, bedenken, ob sie sich damit nicht einer größern Frivolität und Unstilllichkeit schuldig machen, als Goethe sich je schuldig gemacht hat⁷³⁾.

Auch Goethe's wissenschaftliche Arbeiten haben vielfache Anfechtungen erleiden müssen; ja seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit ist namentlich von Fachgelehrten selbst als bloßer Dilettantismus ausgegeben worden. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, welche darin einen etwas vorwichtigen Act der anmaßlichen Eitelkeit und die Sucht, auch als großer Gelehrter zu gelten, haben erkennen wollen. Aber so weit sollte man Goethe doch kennen, um zu wissen, daß, wenn er sich mit irgend einem Gegenstande ausdauernd beschäftigte, dies nur aus Liebe zu diesem Gegenstande, ja aus wahrer Leidenschaft geschah, oder daß er, wenn er sich der Sache nicht gewachsen glaubte, die Beschäftigung mit ihr fallen ließ, um nicht mit unnützen Versuchen seine Zeit zu verderben. Auch zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen führte ihn die Erfahrung; so zur Farbenlehre seine Beschäftigung mit der Malerei und dann in Italien die Beobachtung der Luftperspective und der Lichtphänomene. Uebrigens ist

73) Vergl. übrigens über Goethe's religiöse Ansichten die Schrift von L. von Lancizolle: „Ueber Goethe und sein Verhältnis zu Religion und Christenthum.“ (Berlin 1855.)

es nicht unser's Amtes, hier seine Leistungen auf dem Gebiete der Farbentheorie, der Zoologie, Botanik, Meteorologie, Geognosie und Osteologie eingehend zu würdigen. Es möge hier nur erwähnt sein, daß es denn doch auch an vollkommen urtheilsfähigen Gelehrten nicht gefehlt hat, welche Goethe's wissenschaftliche Verdienste auf den von ihm angebauten Feldern in ehrenvollster Weise anerkannt haben; so in Teutschland Helmholz, in England Richard Owen, in Frankreich Geoffroy de St.-Hilaire. Dieser sagt unter Anderem: „Angesichts der thatsächlichen Beweise, welche bekunden, wie gründlich und praktisch seine viele Jahre hindurch ausdauernd betriebenen Studien waren, und Angesichts der zahlreichen und bis auf sein Sterbebett fortgesetzten Arbeiten können die Ansprüche Goethe's auf den Namen eines Naturforschers keinen Augenblick zweifelhaft sein.“ Der englische Biograph Richard Owen verwirft zwar, zu Gunsten seines Landsmanns Newton, seine Farbenlehre als eine grundirrhümliche⁷⁴⁾; aber seine botanischen und anatomischen Forschungen nennt er so tüchtig, „daß man sich über die Kälte ärgert, mit der das Publicum sich dagegen verhielt.“ Leweshauptet, „daß Goethe in den organischen Naturwissenschaften einen bedeutenden Platz einnimmt, nicht weil, sondern trotzdem er ein bedeutender Dichter ist. . . daß er in diesen Wissenschaften nicht ein Dichter, ein oberflächlicher Dilettant, sondern ein Denker ist, der mit ausreichendem Kenntniß zu sicherem Fortschritte ausgerüstet seinen Zeitgenossen und Nachfolgern einen Anstoß gab, der noch heute fortwirkt.“ Bekanntlich trat nach Goethe's Tode Oken mit dem Anspruche auf, daß nicht Goethe, sondern er auf die Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen Anspruch habe. Lewes glaubt diese Streitfrage dahin entscheiden zu können, daß, „wenn Goethe auf die Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen Anspruch

74) Siehe die Fresche Uebersetzung des Lewes'schen Wertes, Bd. II. S. 158 fg. Einen Vertheidiger fand Goethe's Farbenlehre in dem Philosophen Arthur Schopenhauer, dessen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“ 1854 in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschien. Schopenhauer bezeichnet es als das Hauptverdienst Goethe's, daß er den alten Wahn der Newton'schen Irrellehre gebrochen und in seinem Werke wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farben geliefert habe. Das Verdienst aber, diese Theorie selbst geliefert zu haben, schreibt Schopenhauer keinem Andern als sich selbst zu. Bekanntlich genoß Schopenhauer, als er mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer in Weimar lebte, einen im Verhältnisse zu dem Altersunterschiede von 39 Jahren sehr vertrauten Umgang mit Goethe und wurde, worüber auch Goethe's „Briefwechsel mit dem Staatsrathe Schulz“ berichtet, in Bezug auf die Farbenlehre sein persönlicher Schüler. Schopenhauer's oben genannte Abhandlung führte Goethe im Manuscripte auf seiner Rheinreise 1815 mit sich, sodas ihre Veröffentlichung bis zum Jahre 1816 verzögert wurde. Doch geht aus einer schon oben angeführten Stelle der „Tag- und Jahreshefte“ hervor, daß beide schon damals nur bis zu einem gewissen Punkte über den Gegenstand einig waren. Ein sehr beharrlicher Anhänger der Goethe'schen Farbenlehre war Friedrich Graevell, der zu diesem Zwecke u. A. nicht lange vor seinem Tode, und zwar zum Besten einer von ihm in Vorschlag gebrachten Goethe-Stiftung, die Schrift „Die zu führende Schuld gegen Goethe“ (Berlin 1860.) erscheinen ließ. Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Verdienste handelt speciell die kleine Schrift von A. Clemens: „Goethe als Naturforscher.“ (Frankfurt 1841.)

hat, dessen Existenz von allen Galenisten immer behauptet, aber von ihm allein nachgewiesen ist, so gleicherweise Ofen auf die Entdeckung der Bildung des Schädelerüstes aus Wirbelknochen Anspruch hat, obgleich die erste Idee Goethe angehörte.“ Großartig war jedenfalls der Gedanke, der Goethe's wissenschaftlichen Arbeiten zum Grunde lag, und den er selbst in den „Tag- und Jahreshäften“ dahin bezeichnet: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.“ Diese Ueberzeugung von einem überall nachweisbaren allgemeinen Typus führte ihn auch zu dem Gedanken, den Urtypus in den heroischen Idealgestalten der griechischen Kunst aufzufinden, zu dem Plane einer von ihm zu schreiben den Tonlehre, endlich auch zu der Idee der „Weltliteratur“, indem er überzeugt war, daß sich auch ein allgemeiner Typus, ein Einheitsgesetz in den Literaturen aller Völker nachweisen und sie als einen Gesamtorganismus erscheinen lassen müsse. Diesen Gedanken verfolgte er nach allen Richtungen, auch in der Pädagogik, die nach seiner Ueberzeugung die Einheit der menschlichen Natur zu bewahren und herzustellen habe; nur gerieth er dabei auch auf das etwas wunderliche Erziehungschema, das er unter dem Titel einer „Pädagogischen Provinz“ in den „Wanderjahren“ aufgestellt hat⁷⁵⁾. Uebrigens wollte er, wie Niemer nach mündlicher Mittheilung berichtet, die öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufgehoben wissen, wogegen den Lehrsubjecten freigegeben werden sollte, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten, wonach er der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß in solchen Privatinstitutionen die „Einheit der menschlichen Natur“ besser gewahrt und hergestellt werden könne als in öffentlichen, vom Staate beaufsichtigten und überfüllten Schulanstalten.

Weniger oft, als dies in Betreff seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten geschehen, hat man seine dichterischen und übrigen literarischen Hervorbringungen zu verkleinern gewagt. Zwar besitzt die Kritik selbstverständlich das Recht, und sie hat sich dessen auch im vollsten Maße bedient, an die vielen Augenblickserzeugnisse, welche Goethe in seinem übermächtigen und oft auch übermüthigen Schöpfungsdrange aufs Papier warf, einen strengen Maßstab zu legen, und auch mehre seiner vorzüglichsten, mit größtem Fleiße ausgeführten Werke, namentlich „Egmont“, an welchem ja Schiller selbst Manches zu beanstanden hatte, „Wilhelm Meister“, die „Wanderjahre“, die „Wahlverwandtschaften“, die „Natürliche Tochter“ u. s. w. haben bald von diesem bald von jenem Standpunkte strengen gerechten oder ungerechten Tadel erfahren müssen. Aber vor seinem poetischen Genius in seiner Totalität hat

75) Vergl. hierüber die Schrift: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's“ von A. Olberg (Zittau 1857.), die hinlänglich beweist, wie viel auch pädagogisches Material in Goethe's Schriften aufgehäuft ist.

sich die Kritik, die wirklich darauf Anspruch machen kann, wahre Kritik zu sein, stets ehrerbietig gebeugt, und es gehörte der ganze Recensentenhochmuth und die fanatische Verblendung eines Wolfgang Menzel und der Menzelgenossen dazu, sein Genie auf ein bloßes formelles, zu hoher Virtuosität entwickeltes Talent zu reduciren und ihm die Eigenschaften eines höhern und ernsten Geistes abzuspochen. Nun ist es aber ein Hauptkennzeichen des Virtuosen, daß es ihm an Ideen fehlt, während Goethe an Ideen einen wahren Ueberfluß besitzt, einen Schatz gehaltvoller Reflexionen, aus dem vielleicht seine Gegner und Verkleinerer ihr eigenes Bißchen Wissen und Können zum großen Theil hergenommen haben. Wie schön sind dagegen die Worte von Gervinus, der doch Goethe's spätere Leistungen oft bis zur Ungerechtigkeit herbeurtheilt und die edlen Tendenzen seines Gesamtwirkens zu sehr verkennet, jene Worte über die herrliche Jugendercheinung Goethe's: „Wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Gabe der Inspiration, des dichterischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angeerbt, alles Phantastische heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und überprang sie, wo er konnte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich hersagte und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete.“

Man sieht, Gervinus, der sich bei Vielen den Namen des „Strengen“ verdient hat, wird hier selbst zum Poeten; nur freilich versündigt er sich doch wol auch hier in einem wesentlichen Punkte an Goethe, indem er, vielleicht auf eine flüchtige Bemerkung Goethe's selbst hin, behauptet, daß er im Stande gewesen sei, auch „ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung“ zu dichten. Aber dieser Auffassung steht doch wol die vielfach wiederholte Versicherung Goethe's entgegen, daß Nichts in seinen Schöpfungen sei, was er nicht erlebt und durchempfunden habe. In diesem Sinne wollte er auch, daß alle Poesie Gelegenheitspoesie sein solle, d. h. daß sie immer an ein Erlebtes anknüpfen und der Dichter das äußerlich Erlebte innerlich noch einmal durchleben und durchgeistigen und in dieser im Geiste wiedergeborenen und verklärten Gestalt offenbaren solle. Daher gibt es seit den Urzeiten der Poesie keinen Dichter, der unter der poetischen Hülle wahrer und zugleich naiver gewesen wäre als Goethe. Wahrheit, Naivetät und Simplicität zeichnen ihn vor allen Dichtern moderner Zeiten aus, und namentlich ist jene Naivetät ein um so größeres Lob, je raffinirter die Bildungszustände der Zeit waren, aus denen er hervorging. Es dürfte schwer, ja unmöglich sein, bei ihm eine bloße Phrase zu entdecken. Eher zog er es vor, vulgair zu sein, als daß er nur des äußern

Effectes wegen sich eine Phrase, einen nicht genau zur Sache gehörigen blendenden und bloß schmückenden Ausdruck, ein gefünsteltes, nicht aus dem Gedanken selbst wie eine Pflanze aus seiner Wurzel unmittelbar hervorgegangenes Bild oder Gleichniß gestattete. Daher gelang ihm auch der volkstümliche Ausdruck so gut, daß manche seiner „Maximen und Reflexionen“ ganz gut ihre Stelle unter den Volksprüchwörtern deutscher Nation erhalten könnten. Ueberhaupt war Goethe immer voll praktischer Lebensweisheit und immer lehrreich, ohne je in den pedantischen Ton eines Lehrdichters zu verfallen und die Absicht des Lehrenwollens kundzugeben.

Außer diesen Eigenschaften zeichnete er sich auch durch einen erstaunlichen Unterfalsismus und eine unendliche Mannichfaltigkeit aus. Obschon er im Grundwesen immer derselbe blieb, schien er doch in jedem neuen Producte ein neuer und anderer zu sein, sodaß er durch diese proteusartigen Verwandlungen das Publicum immer wieder in Verwunderung und oft auch in Verwirrung setzte und alle Berechnungen täuschte. Ihm zuerst gelang, was bis dahin noch keinem gelungen war, im Lyrischen, Dramatischen und Epischen (Roman und epische Dichtung) gleich vortrefflich zu sein. Auf den einzelnen Gebieten der Poesie entwickelte er die gleiche Mannichfaltigkeit. Das zärtliche Liebeslied, das frische Frühlingsliedchen, der sanfte Klagegesang, das heitere humoristische Gesellschaftslied, die zur Weisheit mahnende Lyrik, die erhabene, an den feierlichen Ton der religiösen Hymne anklingende Ode, die Romanze im echten Volkstone und die Ballade im höchsten Kunststyle; im Romane der leidenschaftliche „Werther“ und der im ruhigen Erzählungs- und zum Theil Lehrtone stätig sich fortentwickelnde „Wilhelm Meister“; im Epos der launig satyrische „Reineke Fuchs“ und das ernst bürgerliche vaterländische Familiengemälde „Hermann und Dorothea“ bis hinauf zu den heroischen Anfängen der „Achilleide“; im Drama die übermüthig humoristischen und verb satyrischen Fastnachtspiele und wieder „Iphigenia“, „Götz von Berlichingen“ und „Torquato Tasso“, der Schwank im Hans Sachs'schen und das Lustspiel im französischen oder die zierliche Operette im italienischen Geschmacke, „Egmont“ und die „Natürliche Tochter“, endlich der alle überragende „Faust“, wieder eine Welt unendlich mannichfaltiger Gestaltungen und Formen in sich schließend von der wild und ungeheuerlich romantischen Brodenscene an bis zur classischen „Helenä“ — man wird zugeben, daß ein Geist, in welchem eine solche Welt von Gegensätzen und Mannichfaltigkeiten Raum fand, ein Geist, der sich an diesen Contrasten nicht aufrieb, sondern spielend mit ihnen fertig wurde, ein wahrhaft unermesslicher, unermesslich wie die Erscheinungswelt selbst genannt werden müsse.

Es gibt kaum eine Form, die sich Goethe nicht zu eigen gemacht hätte, kaum eine Lebensfrage, die er in seinen Werken nicht berührt hätte. In ihm treffen alle Richtungen unserer Zeit zusammen und von ihm gehen sie wieder aus. Die romantische Schule knüpfte an ihn an, ja durfte ihn als ihren eigentlichen Stammvater betrachten; das antik hellenische Element, so weit es seit-

dem in der deutschen Poesie vertreten ist, beruht gleichfalls auf seinen Vorbildern; aber auch jene moderne Richtung, die es mit den Gesellschaftsaufgaben und den socialen Conflicten unserer Zeit zu thun hat, ist auf Goethe zurückzuführen, wie dies auch Gukow in seiner schon durch ihren Titel bedeutsamen Schrift „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ angedeutet und A. Jung in seinem schon angeführten Werke über die „Wanderjahre“ weiter ausgeführt hat. Ja selbst der eigentliche Socialismus hat sich auf Goethe zu berufen gewagt. Goethe ist der Schöpfer jener Gattung Autobiographien, deren Hauptaufgabe nach seinen eigenen Worten es ist, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abgespiegelt“ — eine Gattung, für die er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ das bisher unerreichte und auch wol unerreichbare Muster aufgestellt hat; er ist der Schöpfer des eigentlich vaterländischen Drama's und zwar durch seinen „Götz von Berlichingen“, mit dem er zuerst wieder das deutsche Mittelalter aus der Vergessenheit herausbeschwor, an dem sich freilich auch ein langer Zug der schauerlichsten Ritterstücke anhing, wie an Schiller's „Räuber“ der wo möglich noch schauerlichere Schweif der Räuberstücke; er ist (durch den „Tasso“) der eigentliche Schöpfer des sogenannten Dichter- und Künstlerdrama's, des modernen culturhistorischen deutschen Romans und der socialen Novelle; er ist der Schöpfer jener metaphysischen Dramen, die es mit Prometheuschen und Faustischen Aufgaben, mit dem höchsten Ringen und Streben des Individuums und mit den tiefsten Menschheits- und Weltrathseln zu thun haben. Auch das Ausland empfing Impulse von ihm. An ihn sich anlehnd durchbrach die Schule der französischen Romantik den altclassischen Zwang und nach Lemoine's Behauptung ist kein anderer als Goethe der eigentliche Begründer des in Frankreich vorherrschenden sogenannten intimen Romans⁷⁶⁾. In England ist seit dem „Faust“ das metaphysische Drama mehr und mehr eingebürgert worden. Dahin gehört Byron's „Manfred“, der, auch nach Goethe's Ansicht, deutlich die Einflüsse des „Faust“ verräth, obschon dies von einigen Landsleuten Byron's in Abrede zu stellen versucht worden ist; einzelne Dich-

76) Durch den „Werther“, der noch immer ein Lieblingsbuch der Franzosen ist. So gestand z. B. Emile Montégut vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes“: „Ich habe den Werther zu wiederholten Malen gelesen und niemals ohne von ihm tief ergriffen worden zu sein. . . Werther ist unter den poetischen Figuren der neuern Zeit diejenige, die ich am meisten liebe; sie ist nicht die großartigste, aber die rührendste;“ und Sainte-Beuve in der „Revue contemporaine“: „Werther gehört zu der Zahl derjenigen Bücher, welche den größten Einfluß geübt haben.“ Zu der neuen Ausgabe der Pierre Leroux'schen Uebersetzung des „Werther“ (1845) schrieb George Sand eine warme Vorrede; eine neue Uebersetzung (von Louis Enault) erschien 1855, in demselben Jahre, in welchem Poley eine Uebersetzung des Goethe's Restner'schen Briefwechsels und Armand Baschet eine Schrift „Les origines de Werther“ erscheinen ließ. Vergl. den Aufsatz „Werther im Auslande“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1855. Nr. 46.